

Kevin Brooks
Martyn Pig

Kevin Brooks

Martyn Pig

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Von Kevin Brooks sind außerdem bei dtv lieferbar:

Lucas
Candy
Kissing the Rain
The Road of the Dead
Being
Killing God
Black Rabbit Summer

Das gesamte lieferbare Programm von dtv und viele andere Informationen zu Kevin Brooks finden sich unter www.dtv.de und www.kevin-brooks.de



Deutsche Erstausgabe

8. Auflage 2011

2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2002 The Chicken House

Text copyright © Kevin Brooks 2002

Titel der englischen Originalausgabe:

„Martyn Pig“, 2002 erschienen bei The Chicken House, 2 Palmer St,
Frome, Somerset, BA11 1DS, England

The author has asserted his moral rights. All rights reserved.

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich

unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Lektorat: Beate Schäfer

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Optima 11/14'

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70866-1

Inhalt

Mittwoch	7
Donnerstag	58
Freitag	94
Samstag	128
Sonntag	176
Montag	192
Dienstag	227
Weihnachtstag	253
Epilog	276

Mittwoch

Schwer zu sagen, wo ich anfangen soll. Ich meine, ich könnte natürlich aufzählen, wo ich geboren bin, wie es gewesen ist, als Mum noch da war, was passiert ist, als ich ein kleiner Junge war, den ganzen Kram, aber es ist nicht wirklich wichtig. Oder vielleicht ist es ja doch wichtig. Ich weiß es nicht. An das meiste erinnere ich mich sowieso nicht mehr. Sind alles nur Schnipsel von Dingen, die vielleicht, vielleicht auch nicht passiert sind – Bilderfetzen, vage Gefühle, verblichene Fotos von namenlosen Leuten und vergessenen Orten – solche Sachen.

Egal, räumen wir erst mal den Namen aus dem Weg.

Martyn Pig.

Martyn mit y, Pig mit i und einfachem g.

Martyn Pig.

Ja, ich weiß, Pig wie Schwein. Keine Sorge. Es macht mir nichts mehr aus. Ich hab mich dran gewöhnt. Aber du kannst dir ja vorstellen: Es hat eine Zeit gegeben, da schien nichts anderes von Bedeutung. Mein Name machte mein Leben unerträglich. Martyn Pig. Warum? Warum musste ich damit klarkommen? Mit den erschrockenen Blicken, dem

höhnischen Gelächter und Gegrinse, dem Schnauben, den ewigen Schweinewitzen, tagein, tagaus, immer und immer wieder. Warum? Warum ich? Warum konnte ich keinen *normalen* Namen haben? Keith Watson, Darren Jones – so was in der Art. Warum war ich mit einem Namen geschlagen, der jeden den Kopf umdrehen ließ, mit einem Namen, der mir immer sofort Bekanntheit verschaffte. Einem *komischen* Namen. Warum?

Es war auch gar nicht nur dieses Namen-Hinterherrufen, das ich aushalten musste, sondern einfach alles. Jedes Mal, wenn ich jemandem meinen Namen sagen musste, fühlte ich mich krank. Physisch krank. Schwitzige Hände, totales Zittern, Bauchschmerzen. Ich habe jahrelang mit der ständigen Angst gelebt, mich irgendwo vorstellen zu müssen.

»Name?«

»Martyn Pig.«

»Wie bitte?«

»Martyn Pig.«

»Pig?«

»Ja.«

»Martyn Pig?«

»Ja, Martyn mit y, Pig mit i und einfachem g.«

Wenn du nicht selbst einen sonderbaren Namen hast, kannst du dir nicht vorstellen, wie das ist. Du verstehst es nicht. Es heißt, Stock und Stein sind gemein, aber Wörter können dir nicht wehtun. Ach ja? Also, wer sich den Spruch ausgedacht hat, muss ein Vollidiot gewesen sein. Ein Vollidiot mit ganz normalem Namen wahrscheinlich. Wörter *tun weh*. Porky, Piggy, Pigman, Oink, Bacon, Stinky, Porker, Grunt . . .

Möchtest du vielleicht Fettsack, Schweinchen, Schweinemann, Speck, Stinker, Mastvieh oder Grunz heißen?

Ich gab meinem Dad die Schuld. Es war sein Name. Ich hatte ihn mal gefragt, ob er nie daran gedacht hätte, ihn zu ändern.

»Wen?«

»Unsern Namen. Pig.«

Er griff nach seinem Bier und sagte nichts.

»Dad?«

»Was?«

»Nichts. Egal.«

Ich brauchte ziemlich lange, bis ich kapierte, wie man mit dem Namen-Hinterherrufen am besten fertig wird – man ignoriert es einfach. Es ist nicht leicht, aber inzwischen weiß ich: Wenn man die Leute tun und denken lässt, was sie wollen, und dabei die eigenen Gefühle einigermaßen im Griff hat, wird ihnen nach einer Weile langweilig und sie lassen dich in Ruhe.

Bei mir hat es jedenfalls genützt. Ich muss mich zwar immer noch jedes Mal, wenn ich meinen Namen sage, mit komischen Blicken rumschlagen. Neue Lehrer, Bibliothekare, Ärzte, Zeitschriftenhändler, alle verhalten sich gleich: Augen zusammenkneifen, Stirn runzeln, zur Seite schauen – soll das ein Witz sein? Und dann die Verlegenheit, wenn sie merken, es ist kein Witz. Aber ich komm damit klar. Wie ich schon sagte: Ich hab mich dran gewöhnt. Man kann sich so ziemlich an alles gewöhnen, wenn es nur lang genug anhält.

Wenigstens nennt mich keiner mehr Porky. Na ja ... jedenfalls nicht mehr so oft.

Das, wovon ich dir erzählen werde, ist alles vor gut einem Jahr passiert. Es war die Woche vor Weihnachten. Ein Mittwoch.

Ich war in der Küche und füllte einen Plastikmüllsack mit leeren Bierflaschen, Dad stand gegen den Türrahmen gelehnt, rauchte eine Zigarette und beobachtete mich mit blutunterlaufenen Augen.

»Du bringst sie aber nicht zum Container?«, meinte er.

»Nein, Dad.«

»Scheiß Umwelt hier, Umwelt da . . . wenn die Scheißkerle meine leeren Flaschen wiederhaben wollen, sollen sie zahlen. Ich krieg sie auch nicht umsonst.«

»Nein.«

»Warum soll ich sie hergeben? Was hat denn die Umwelt für *mich* getan?«

»Hmmm.«

»Scheiß Container . . .«

Er unterbrach sich, um an seiner Zigarette zu ziehen. Ich überlegte, ob ich ihm sagen sollte, dass es nicht *Umwelt* heißt, aber es war mir egal. Ich füllte den Müllsack, band ihn zusammen und schnappte mir einen zweiten. Dad betrachtete sein Spiegelbild in der Glastür und rieb sich die Tränensäcke. Er hätte ein ganz stattlicher Mann sein können, wenn nicht das Trinken gewesen wäre. Stattlich auf seine Art, klein und brutal. 1,70 groß, Mund wie ein knallharter Typ, kantiges Kinn, öliges schwarzes Haar. Er hätte aussehen können wie ein *bad guy* im Film – einer, bei dem die Weiber schwach werden, obwohl sie genau wissen, dass die Typen mies sind –, aber das tat er nicht. Er sah aus

wie das, was er war: ein Trinker. Dicker kleiner Bauch, rot geäderte Haut, gelb verfärbte Augen, hängende Wangen und ein großer wulstiger Nacken. Alt und verbraucht mit vierzig.

Er beugte sich über die Spüle, hustete, spuckte und schnippte Asche in den Ausguss. »Die grässliche Alte kommt am Freitag.«

Die grässliche Alte war meine Tante Jean. Dads ältere Schwester. Eine furchtbare Frau. Stell dir die schlimmste Person vor, die du kennst, und nimm alles mal zwei – was du dir dann ausmalst, kommt immer noch nicht ran an Tante Jean. Um die Wahrheit zu sagen, ich halte es kaum aus, sie zu beschreiben. Rasend ist das Wort, das einem zuerst einfällt. Verrückt, hässlich und rasend. Eine knochige Frau, kalt und hart, mit blauem Kraushaar und einem Gesicht, das einen schauern lässt. Ich weiß nicht, welche Farbe ihre Augen haben, aber sie sehen aus, als ob sie sie nie schließen würde. Sie strahlen ungefähr so viel Wärme aus wie zwei bodenlos tiefe Teiche. Ihr Mund ist schmal und rot wie ein englischer Briefkasten, den ein geistig gestörtes Kind gemalt hat. Und sie geht schneller, als die meisten Menschen rennen. Sie bewegt sich wie eine Jägerin, leise und flink, auf ihre Beute fixiert. Früher hatte ich Alpträume von ihr.

Sie kam jedes Jahr in der Woche vor Weihnachten. Ich weiß nicht, wozu. Sie saß bloß rum und stöhnte drei Stunden lang über alles. Und wenn sie nicht stöhnte, schwirrte sie durchs Haus, fuhr mit ihren Fingern über den Staub, untersuchte die Schränke, runzelte ihre Stirn über die schmutzigen Fenster und nörgelte an allem rum.

»Mein *Gott*, William, wie kannst du so *leben*.«

Für alle andern hieß mein Dad Billy, aber Tante Jean nannte ihn immer bei seinem vollen Namen, wobei sie die erste Silbe des Wortes total übertrieben betonte – *Will*-jam sagte sie, was ihn jedes Mal zurückzucken ließ. Er verabscheute sie. Hasste sie. Die Frau jagte ihm Todesängste ein. Was er tat, war alle seine Flaschen zu verstecken, bevor sie kam. Meistens oben auf dem Boden. Leiter rauf, wieder runter, Arme voll mit klirrenden Flaschen, und sein Gesicht wurde von Minute zu Minute röter, während er die ganze Zeit murmelte: »Scheiß Weib, scheiß Weib, scheiß Weib, scheiß Weib . . .«

Normalerweise machte er sich nichts draus, was andere Leute von seiner Trinkerei hielten, aber bei Tante Jean war das anders. Als Mum uns verließ – das ist Jahre her –, hat Tante Jean nämlich versucht das Sorgerecht für mich zu bekommen. Sie wollte, dass ich bei ihr lebe und nicht bei Dad. Weiß der Teufel, warum, gemocht hat sie mich jedenfalls nie. Andererseits: Dad mochte sie noch weniger, sie hat ihm die Schuld an der Scheidung und allem gegeben, sie hat gesagt, er hätte Mum *an den Rand der Verzweiflung getrieben* und sie würde nicht zusehen, wie er *auch noch das Leben eines unschuldigen kleinen Jungen ruiniert*. Was natürlich totaler Blödsinn ist. Mein unschuldiges Leben war ihr komplett egal, sie wollte bloß Dad noch zusätzlich eins reinwürgen, als er schon am Boden war, wollte dahin treten, wo es so richtig schön wehtut, und ihm alles nehmen. Sie verachtete ihn genauso stark, wie er sie verachtete. Ich weiß nicht, warum. Irgend so ein Bruder-Schwester-Ding. Egal,

jedenfalls war ihr Plan, Dad als Trinker bloßzustellen. Sie rechnete damit, dass das Amt, wenn es erst mal erfuhr, wie oft Dad komplett betrunken war, zu ihren Gunsten entscheiden würde. Nie würde man zulassen, dass ich mit einem Säufer zusammenlebte. Aber sie machte ihre Rechnung ohne Dad. Er brauchte mich mehr, als sie es tat. Ohne mich war er einfach nur ein Trinker. Aber mit mir war er ein Trinker mit Verantwortung, ein Trinker mit Kindergeld, ein Trinker mit jemandem, der das Erbrochene aufwischt.

Nachdem er erfahren hatte, dass sich Tante Jean um das Sorgerecht bemühte, rührte er zwei Monate oder länger keine einzige Flasche mehr an. Keinen Tropfen. Keinen Schluck. Es war beachtlich. Er rasierte sich, wusch sich, trug einen Anzug und lächelte sogar ab und zu. Ich fing schon fast an ihn zu mögen. Tante Jeans Sorgerechtsfall war ein Rohrkrepierer. Sie hatte nicht die geringste Chance. Was den Rest der Welt betraf, so galt Mr William Pig als der ideale Vater.

Am Tag, als ich offiziell Dads liebevoller Fürsorge überschrieben wurde, ging er einen heben und kam drei Tage nicht nach Hause. Und als er schließlich zurückkam – unrasiert, mit verschwommenem Blick, stinkend –, kam er in die Küche geschlurft, wo ich gerade Tee machte, beugte sich zu mir runter, grinste wie ein Irrer und nusichelte mir ins Gesicht: »Kennst mich noch?«

Dann stolperte er hinüber zum Ausguss und übergab sich.

Das war also der Grund, warum er die Flaschen versteckte. Er wollte Tante Jean keinen Vorwand liefern, die Sorgerechtsdebatte neu aufzurollen. Es war weniger der Ge-

danke, mich zu verlieren, der ihm Kummer machte, als vielmehr die Vorstellung, noch mal zwei Monate absolut gar nichts trinken zu können.

»Scheiß Weib«, murmelte er von neuem, als ich mich jetzt über Dosen hermachte und sie zu flachen Scheiben stampfte, mit denen ich einen weiteren Müllsack füllte. »Sie kommt um vier«, fuhr er fort, »übermorgen, also sorg dafür, dass hier alles aufgeräumt ist.«

»Ja«, sagte ich, wischte mir das abgestandene Bier von den Handflächen und holte einen weiteren schwarzen Sack. Dad sah noch eine Weile zu, dann drehte er sich um und schlurfte ab ins Wohnzimmer.

Weihnachten bedeutete uns gar nichts. Es war einfach ein paar Wochen schulfrei für mich und eine gute Entschuldigung für Dad zu trinken, auch wenn er dazu eigentlich keine Entschuldigung brauchte. Es herrschte keine festliche Stimmung bei uns, es gab kein Wohlgefallen anderen Menschen gegenüber, keine Stechpalmen und keinen Mistelzweig – es waren nur kalte, verregnete Tage, an denen nichts weiter passierte.

Ich verbrachte den größten Teil des Mittwochnachmittags in der Stadt. Dad hatte mir ein bisschen Geld gegeben – vier versifftete Fünf-Pfund-Scheine – und gesagt, ich solle »ein paar Sachen für Weihnachten kaufen: Truthahn, Kartoffeln, Geschenke . . . Rosenkohl, solche Sachen«. Es war eigentlich zu früh, jetzt schon die Essenssachen anzuschleppen, Weihnachten war noch eine ganze Woche hin, aber ich

hatte nicht vor mit ihm über dieses Thema zu diskutieren. Wenn er wollte, dass ich einkaufen ging, dann ging ich eben. So hatte ich wenigstens was zu tun.

Auf halbem Weg die Straße runter hörte ich es plötzlich hinter mir brüllen – *Mar'n!* –, und als ich mich umdrehte, sah ich Dad, der sich mit nackter Brust und Zigarette zwischen den Lippen aus dem Schlafzimmerfenster beugte.

»Vergess nich die scheiß . . . wie heißt das Zeug?«, schrie er und machte mit beiden Händen eine reißende Bewegung, als ob er an zwei unsichtbaren Bändern zöge.

»Was?«, rief ich zurück.

Er nahm die Zigarette aus dem Mund, schaute einen Moment mit leerem Blick in die Ferne und platzte dann heraus: »Kracher! Kauf so scheiß Weihnachtskracher. Große, ja, nicht die winzigen Scheißdinger.«

In der Innenstadt vor *Sainsbury* hatte sich der gruseligste Weihnachtsmann, den ich je gesehen habe, in seinen Sperrholzschlitten fallen lassen. Er war dürr und klein. So dürr, dass ihm sein breiter schwarzer Weihnachtsmanngürtel zweimal um die Taille passte. Unter dem schlecht sitzenden, nicht mehr sehr weißen Weihnachtsmannbart waren harte schwarze Stoppeln zu sehen und an seinen Füßen blitzte ein Paar nagelneuer Turnschuhe. Wenn er sein *Ho-ho-ho* rief, klang er wie ein Serienkiller. Sechs Rentiere aus Sperrholz zogen seinen Sperrholzschlitten.

Es regnete.

Ich beobachtete den dürren Weihnachtsmann eine Weile – dreißig Sekunden Zeit für jedes Kind und eine Glückstüte –,

dann machte ich mich auf ans andere Ende der Stadt. Unterwegs dachte ich über den ganzen Weihnachtsmannkrepel nach. Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich je wirklich daran geglaubt hatte, dass sich ein dicker Mann in einem dicken roten Mantel in einer einzigen Nacht durch Millionen verschiedener Schornsteine nach unten zwängen könnte, um Geschenke zu bringen. Zu einer bestimmten Zeit muss ich das tatsächlich geglaubt haben. Ich erinnere mich nur vage, wie ich mit drei oder vier Jahren auf dem Knie eines Weihnachtsmanns saß. Ich weiß noch, wie unangenehm seine rote Perlonhose gekratzt hat, wie klebrig sein Bart war und dass er seltsam nach Wein roch. Als ich ihn fragte, wo er wohne, antwortete eine vertraute nachlässige Stimme: »Polen ... huu ... Nordpolen ... in ei'm unnerirrischen Iglu mit sweiundswanzig Swergen – hick – und ei'm Rentier für mein' Schlitten.«

Es regnete noch immer, als ich endlich bei *The Bargain Bin* ankam. Das ist einer dieser Billigläden, die alles mögliche unsinnige Zeug verkaufen – Tassen, Handtücher, Sitzsäcke, Federmäppchen. Im Obergeschoss gibt es eine Spielwarenabteilung mit Bergen von Zweite-Wahl-Fußbällen und Maschinengewehren aus Plastik, die einen Höllenlärm machen. Man darf sie im Laden ausprobieren. Es gibt einen Pfeil, der auf den Abzug weist, darauf steht: *Drücken*, und wenn man abdrückt, machen die Gewehre *ratatatata* oder *tacka-tacka-tacka-tacka-piu-piu*. Querschläger. Ich schaute mich nur um, betrachtete die Regale mit kleinem Spielzeug – Plastiktiere, Kühe, Schafe, Krokodile, Gummischlangen und Wasserpistolen. Ich dachte, ich könnte dort

vielleicht was für Alex finden, irgendein Weihnachtsgeschenk. Nichts Ernsthaftes, nur was Kleines, weißt du, symbolisch. Das Jahr davor hatte ich ihr eine Schachtel mit Plastikameisen geschenkt. Ich weiß nicht mehr, was sie mir geschenkt hat.

Egal, ich stand da, starrte auf die Spielsachen in den Regalen und hoffte etwas zu finden, das ihr gefiele und das ich bezahlen könnte, als ich plötzlich merkte, dass ich überhaupt nicht richtig hinguckte. Ich guckte, aber ich sah nichts. Das kam von dem Lärm. Vor lauter Lärm konnte ich mich nicht konzentrieren. Blechern klingende Weihnachtsmusik schallte aus den Lautsprechern an der Decke, mit Synthesizer-Schlittengeläut, wild in die Tasten gehauenen Tönen, ächzenden alten Sängern, die sich abmühten glücklich zu klingen – es war nicht zum Aushalten. Ein großes, schwirrendes Durcheinander von Klängen, das sich seinen Weg in meinen Kopf ätzte. Ich versuchte es zu überhören, aber es schien nur immer lauter zu werden. Und dazu war der Laden auch noch extrem überhitzt. Es war stickig. Keine Frischluft. Ich konnte nicht atmen. Die Geräuschkulisse lähmte mich – ratternde Maschinengewehre, sprechende Tiere, heulende Polizeisirenen, *ta-tü, ta-tü, ta-tü*, Eltern, die ihre Kinder anbrüllten und ihnen auf die Arme schlugen, die Kinder schreiend und plärrend, das beständige *Piep, piep, piep* der Kassen, die Musik ... es war wie in einem Alptraum.

Ich musste raus.

Ich setzte mich eine Weile auf den Platz vor dem Laden. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war feucht und kalt.

Der Schweiß, der mir den Hals hinablief, fühlte sich klamm und fremd an. Ich saß auf einer niedrigen Steinmauer und beobachtete humpelnde Tauben, die nach Essensresten pickten, während von der nahen Einkaufspassage das Gejaule eines bärtigen alten Straßenmusikanten herüberwehte. Der Typ steht immer da und spielt denselben deprimierenden Song. *When I'm old with only one eye, I'll do nothing but look at the sky...* Zwei schreiende Kinder jagten Tauben über den Platz und im Hintergrund waren die Stimmen endlos vieler Leute zu hören, die durch die überfüllten Straßen latschten und dabei ununterbrochen redeten, quasselten und sich gegenseitig Unsinn vorjammerten – *schnatter schnatter schnatter, bla bla bla, schnatter schnatter schnatter*. Aus den weiter entfernten Straßen schallten dissonante Klänge anderer Straßenmusikanten herüber, die sich nervtötend mit dem restlichen Lärm mischten – Drehleiergejaule, Banjo-Plingplong, peruanisches Geblöte, gellendes Pfeifen einer Blockflöte...

Es war der helle Wahnsinn. Zu viele Leute, zu viele Gebäude, zu viel Lärm, zu viel von allem.

Er ist immer da, dieser Lärm von zu viel von allem, aber niemand hört hin. Denn wenn man einmal damit anfängt, kann man nie wieder aufhören und am Ende wird man verrückt.

Einer mit wilden Haaren, der wie ein Idiot eine fetttriefende Teigtasche mampfte, setzte sich neben mich und grinste mich an. Kleine Stücke aufgeweichter Kartoffel klebten an seinen Zähnen. Ich entschloss mich weiterzugehen. Mein Hintern war kalt und nass von der feuchten Mauer und

es fing auch wieder an zu regnen. Ich lief durch die Hintergassen, dann die Abkürzung durch das Parkhaus runter, über die Autobrücke, dann an der Bücherei vorbei zum Straßenmarkt, wo zwielichtig aussehende Männer in langen Nylonmänteln und fingerlosen Handschuhen an ihren Ständen dampfenden Kaffee aus Styroporbechern tranken. Mehr Lärm – beschissene Rock-'n'-Roll-Musik, laute Weihnachtslieder, Markthändler, die über das Chaos hinweg brüllten: *Kaufen Sie hier Ihren herrlichen Truthahn! ... Jede Menge herrliche Truthähne! ... Geschenkpapier! Zehn Bögen für ein Pfund! ... Kaufen Sie hier Ihr herrliches Geschenkpapier!*

Ich kaufte den erstbesten Truthahn, den ich fand. Ein feuchtes weißes Ding in einer Tüte. In einer Woche würde er wahrscheinlich noch übler schmecken, als er aussah, aber das machte nichts. Dad würde am Weihnachtstag so betrunken sein, dass er alles aße. Sogar eine Möwe, wenn ich sie ihm auftischte. Und zwar roh.

Ich besorgte Rosenkohl und Kartoffeln, einen Rosinenkuchen, Kartoffelchips, eine Schachtel billige Kracher und eine Packung Weihnachtsdeko im Sonderangebot. Dann schleppte ich die Sachen nach Hause.

Es war dunkel, als ich zurückkam. Meine Arme taten weh vom Schleppen, meine Hände und Füße waren erfroren, mein Nacken steif. Und ich bekam eine Erkältung. Rotz tropfte mir von der Nasenspitze, ständig musste ich stehen bleiben und die Taschen absetzen, um mir die Nase zu putzen.

Alex wartete an der Bushaltestelle. Sie winkte und ich rannte über die Straße.

»Deine Nase läuft«, sagte sie.

»Ich weiß«, sagte ich und wischte sie am Ärmel ab. »Wo willst du hin?«

»Zu Dean.«

»Ach so.«

»Was hast du in den Taschen?«, fragte sie.

»Weihnachtszeug.«

»Was für mich?«

»Vielleicht.«

»Noch mehr Ameisen?«, grinste sie.

»Wart's ab.«

Wenn sie lächelte, bekam ich manchmal dieses ungesunde Gefühl im Magen, wie ... Ich weiß nicht, wie. Eines von diesen Gefühlen, bei denen du nicht sagen kannst, ist es gut oder schlecht. So was in der Art eben.

Ich stellte die Einkaufsstützen ab und beobachtete die Autos, die die Straße rauf und runter dröhnten. Blech, Gummi, Abgase, Leute – alle unterwegs von einem Ort zum anderen, um irgendwas zu erledigen. Das Innere des Betonwartehäuschens wirkte deprimierend vertraut: der Fahrplan zerissen und verunstaltet, die Scheibe davor fehlte, überall feuchter Dreck, gedankenloses Gekritzel an den Wänden – *Dec + Lee ... JAAA, MANN! ... Duffy ist ein Arsch ...* Ich setzte mich auf den Klappsitz neben Alex.

»Hast du die Schnauze voll?«, fragte sie.

»Alles im grünen Bereich.«

Sie beugte sich vor, warf einen Blick in die Tragetüten und